Nr. 178. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Sonnabend, 9. April 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Auf Miquels Spuren.

Johannes Miquel war gewiß keiner von den Politikern, wovon zwölf auf ein Dutzend gehen. Aber er war auch keiner von denen, die Politik treiben, nur um einer Sache zu dienen. Er wollte vor allen Dingen selbst etwas werden. In den Dienst dieses Strebens stellte er — bewußt oder unbewußt — die nationalliberale Parteipolitik, und da er in der Tat etwas geworden ist, hat er damit korrumpierend auf diese Politik gewirkt, auf Jahre, auf Jahrzehnte hinaus. Während Bennigsen auch einem Bismarck gegenüber stets die sachliche Unabhängigkeit wahrte und die gemeinsamen Interessen des Liberalismus nicht aus den Augen verlor — siehe die Varzinner Verhandlungen —, legte Miquel stets den größeren Wert darauf, den Anschluß nicht zu verlieren, dabei zu sein; wenn es gut ging, den Staatsreiter zu spielen. Diese Art von Staatsrettertum ist — seit der Heidelberger Erklärung, und erst recht seit dem berüchtigten Frankfurter Parteitage der Nationalliberalen, der Caprivis Sturz einleitete — in der Partei erblich geblieben. Fürst Bülow hatte ein eigenes Geschick in der Behandlung der nationalliberalen Staatsretter. Er legte ihnen die Hand auf die Schulter, schaute sie aus treuen blauen Augen an, rief aufmunternd sein „Die Sache will's", und ließ durchblicken, daß das Vaterland seine treuesten Söhne noch immer angemessen zu belohnen verstanden habe. Die designierten Staatsretter dachten dabei frohbewegt an einen Ministerposten — Bülow an den Kronenorden dritter.

Auf den Pfaden dieses traditionellen Staatsrettertums scheint sich jetzt Herr Schiffer versuchen zu wollen. Wenn ein nationalliberaler Fraktionsführer klare Direktiven als seiner unwürdig entschieden ablehnt; wenn er von gemeinsamen Forderungen des Liberalismus verächtlich als von der „Politik des alles oder nichts" spricht; wenn er geheimnisvolle Andeutungen über „Vermittelungsanträge" fallen läßt: dann wissen unbefangene Beobachter, was die Glocke geschlagen hat. Herr Schiffer war gestern, auf dem nationalliberalen Parteitage für Berlin und Brandenburg, huldvollst bereit, sich und der Fraktion Dank und Anerkennung votieren zu lassen, eine erneute Verpflichtung auf die Magdeburger Beschlüsse aber, zum mindesten auf deren beide erste Punkte, geheime und direkte Wahl, lehnte er sehr entschieden ab. Und der Manager dieses Parteitages hätte nicht Herr Leidig sein müssen, wenn diese Lossage von den gemeinsamen Interessen des bürgerlichen Liberalismus nicht gutgeheißen worden wäre. Nur einen werden manche doch mit einem gewissen Erstaunen in die Leidigsche Kerbe haben hauen sehen, und wenn dies Erstaunen sich auch nicht gerade zu einem „Heinrich, mir graut's vor dir" steigert, zu einem bedauernden

„Es tut mir lang schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh"

wird sich's doch auflösen dürfen.

Immerhin weiß man nun Bescheid. Die nationalliberale Landtagsfraktion hat die Magdeburger Beschlüsse preisgegeben, oder doch gerade den Teil davon, der liberales Gemeingut im weitesten Sinne war, die geheime und direkte Wahl. Wir haben das seit einiger Zeit kommen sehen und wir haben dafür den, wie wir zugeben, deutlichen Ausdruck Volksverrat gebraucht. Der hat Herrn Schiffer nicht gefallen. Wozu sind denn eigentlich, nach Herrn Schiffers Ansicht, Parteitage da? Beschlüsse eines Parteitages, die die Haltung einer Partei in politischen Prinzipienfragen festlegen, sind doch nicht, wie die Beschlüsse einer Aktiengesellschaft, die nur die Beteiligten etwas angehen! Beschlüsse eines Parteitages verpflichten nicht nur gegenüber der eigenen Partei, sondern gegenüber der gesamten Oeffentlichkeit, die ihnen die Ehre erweist, sie als ernstgemeint aufzunehmen. Gewiß hat kein ernster Politiker glauben können, daß es der nationalliberalen Partei gelingen werde, eine Wahlreform genau nach dem Rezept der Magdeburger Beschlüsse durchzusetzen. Aber man mußte doch annehmen, die nationalliberalen Abgeordneten würden keiner Reform zustimmen, die von den vier Forderungen: geheime und direkte Wahl, neue Einteilung der Wahlkreise, Pluralwahlrecht, nicht wenigstens eine voll erfüllte. Und zwar eine von denen, die vom gesamten Liberalismus gemeinsam gefordert werden. Denn die Magdeburger Beschlüsse sind ja auch schon ein Kompromiß, da ein Teil der Nationalliberalen viel weitergehende Forderungen, im liberalen Sinne weitergehende Forderungen, stellt.

Es war von Anfang an unangenehm aufgefallen, daß die nationalliberale Landtagsfraktion sich mit der Ausschaltung der gemeinsamen liberalen Forderungen sehr rasch abgefunden hat, daß sie dagegen ihre ganze weitere Tatkraft darauf richtete, eine plutokratische Sonderforderung, die Beseitigung der Drittelung in den Urwahlbezirken, durchzudrücken. Daran hält Herr Schiffer unbeirrt fest, nur hofft er dies Abschwenken von der Marschrichtung des Gesamtliberalismus zu maskieren durch ein paar weitere Konzessionen, die aber sicher nicht auf dem Boden der geheimen und direkten Wahl liegen.

Gegen diese Kirchturmspolitik des engherzigsten Fraktionsinteresses haben sich mit dankenswerter Energie die Jungliberalen gewandt. Ihre Anschauungen über die preußische Wahlreform sind ja nicht die der übrigen nationalliberalen Partei, sie fordern, wie die Fortschrittliche Volkspartei, wie die Sozialdemokratie, das Reichstagswahlrecht auch für Preußen. Und sie fordern das nicht, wie das Zentrum, nur zum Schein, nur um sich den Anstrich einer volkstümlichen Politik zu geben, sondern im ehrlichen Interesse einer fortschreitenden Entwickelung. Darum sind sie, bei der ganzen Aktion der Wahlreform, stets darauf bedacht gewesen, in erster Linie den Anschluß nach links festzuhalten, während es den Herren Schiffer, Leidig und Genossen vor allem darum zu tun ist, den Anschluß nach rechts nicht zu verlieren. Dieser grundverschiedenen Auffassung des Problems entsprang die Kundgebung, die der Vorstand der Berliner Jungliberalen erlassen hat, und worin er die Landtagsfraktion um ein unzweideutiges Bekenntnis zur direkten und geheimen Wahl ersucht. Diese Forderung entspricht, wie nicht oft genug betont werden kann, allem, was über die Stimmung der nationalliberalen Wählerschaft im Lande bekannt geworden ist. Zu dem Beschlusse des Wiesbadener Vereins, der gleichzeitig mit der jungliberalen Kundgebung in die Oeffentlichkeit drang, hat sich ein ähnlich lautender Beschluß schlesischer Nationalliberaler gesellt. Ueberall wird „geheime und direkte" Wahl als Mindestforderung proklamiert.

Was man überall im Lande von der nationalliberalen Landtagsfraktion erwartet, das wollten die Jungliberalen auch dem Brandenburgischen Parteitage zum Beschluß unterbreiten. Aber siehe da, der Vorsitzende Herr Leidig und der Referent Herr Schiffer erklärten das Ansinnen, in schöner Uebereinstimmung, für beleidigend für die Fraktion! Mit scharfer Logik verfocht Herr Pönsgen den jungliberalen Zusatzantrag, da aber auch Prinz Schönaich-Carolath auf die Seite derer trat, die das Land Ostelbien mit der Seele suchen, hielt man es schließlich für geraten, den Antrag zurückzuziehen. Und man ist wieder einmal „einig".

Herr Schiffer, der — ein neuer Miquel — seine Fraktion doch noch nach rechts hinüberzuführen hofft, muß seiner Sache sehr sicher sein. Daß das Herrenhaus ihm die neue Wahlkreiseinteilung oder das ersehnte Pluralwahlrecht zugestehe, muß er als sicher annehmen. Denn Herr Schiffer hat ja Vermittelungsvorschläge getan, die „nicht so weit gehen", wie die Magdeburger Beschlüsse, also doch irgend etwas von den Magdeburger Beschlüssen enthalten müssen! Da das die geheime und direkte Wahl nicht sein kann — von der wollte ja Herr Schiffer nicht reden hören —, so muß es wohl auf dem Gebiete jener beiden anderen Punkte liegen. Nun, wenn das Herrenhaus seine Beratungen beginnt, wird man ja bald erkennen, welch sichere Trümpfe Herr Schiffer in der Hand hat. Denn sichere Trümpfe muß schon in Händen haben, wer eine Partei mit liberaler Vergangenheit, die sich zudem gerade jetzt lebhafter als vordem ihrer liberalen Vergangenheit erinnert, zur Miquelschen Tradition zurück- und nach rechts hinüberführen will. Sonst könnte eine trübe Befürchtung wahr werden und es geschehen, daß

.... die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn.

König Eduard als Vermittler im Verfassungskampfe?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 9. April.

Vor einigen Tagen sagte mir eine scharf beobachtende, mitten im politischen Leben stehende Persönlichkeit, man dürfe den Ernst der sich gegenwärtig abspielenden Parlamentskämpfe nicht übertreiben, schließlich würde es wahrscheinlich doch noch zu einem Kompromiß kommen. Dieser Ausgang ist vorläufig mit Rücksicht auf die Parteiverhältnisse doch mehr als problematisch. Für die herrschende Stimmung charakteristisch ist aber, daß der parlamentarische Korrespondent der „Daily Chronicle" heute folgendes berichtet: „Die neueste Theorie ist, daß der König in seiner Rolle als großer Friedensstifter sich bemühen wird, die Schwierigkeiten zwischen den beiden Parlamentshäusern zu beheben. Der König hat immensen Einfluß, aber die Streitpunkte zwischen den Parteien sind so vital und grundlegend, daß es schwierig ist, abzusehen, wie diese hohe Intervention, selbst wenn sie mit der sanftesten Diplomatie betrieben wird, die Harmonie an Stelle der gegenwärtigen Verstimmtheit herbeiführen kann. Es ist jedoch bedeutsam, daß die Idee eines Kompromisses infolge königlicher Intervention überhaupt ernstlich diskutiert wird. Es wäre denkbar, daß ein solcher Kompromiß einen Appell an das Volk in Form eines Referendums einschlösse. Obwohl die Arbeiterpartei das Referendum prinzipiell bekämpft, so würde sie es doch als temporäres Auskunftsmittel unter den gegenwärtigen Umständen zulassen." –

In seltener Uebereinstimmung befanden sich schon gestern nachmittag einmal Liberale und Oppositionelle bei der Beratung über die Armenpflegereform. Die Vorlage will das Los der Enterbten bessern, vor allem sie von der unwürdigen Stellung befreien, die das bisherige Armengesetz mit der Verweisung ins „Workhouse" ihnen zuwies.

Die sich selber morden.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Barchan (Petersburg).

Ich habe mich lange gesträubt, dieses verhängnisvolle Thema zu berühren. Aber der Opfer stürzen sich immer mehr ins Grab, und die nutzlos verlorene Jugend schreit gen Himmel. Da müssen ein paar Worte darüber gesagt werden. Ich tue es, zagend, mit einem Gefühl der Beschämung, weil ich die wundeste Seite des russischen Wesens berühren und den ärgsten Teufel unter den Dämonen Rußlands, vielleicht den Stammvater aller Dämonen, beim Namen nennen muß. Und ich muß auch ein Gespenst zitieren, unter dessen Bann wir alle hier stehen, das hinter eines jeden Rücken jederzeit zwingend auftauchen kann, mit dem gebietenden Finger über unsere Schulter hinweg. . . .

Dieser Teufel heißt: die russisch-slawische Indifferenz, und sein Werkzeug ist das Gespenst der Massensuggestion.

Als man auf meinem Polizeirevier infolge eines Versehens glaubte, mein Paß sei verloren gegangen, und ich für einen „Paßlosen", also so ziemlich vogelfreien Menschen erklärt wurde, setzte mir die Polizei im Verlauf von drei Monaten so arg zu, hetzte mich so maßlos, daß es Augenblicke gab, wo mich die rettende Idee überkam, auf die Polizei zu eilen und mich dort vor aller Augen zu erschießen. Diesen Leuten zum Trotz einfach das Leben wegspucken, ich, der ich sonst so leidenschaftlich am Leben hänge und so erbärmlich den Tod fürchte. Aber alle tun das ja rings um mich her, und der Gedanke bekommt etwas peinigend Lockendes, Befreiendes, mystisch Gebietendes.

Wir sind es schon seit Jahren gewöhnt, daß Rußland jedes Jahr seine graufige Massensensation hat. Immer ist es etwas sinnlos Wütiges, sich selbst Vernichtendes.

War der japanische Krieg nicht ein Selbstmord der russischen Regierung? War die Revolution nicht ein Selbstmord der russischen Intelligenz und der russischen Jugend? War der Verrat auf der ganzen Linie, den Murzew katalogisiert hat, nicht ein Selbstmord der russischen Kampfesberechtigung? War die dummen-jugendhafte erotische Bewegung nicht Selbstmord der russischen Jugendlichkeit, der russischen unberührten Frische, an die alle geglaubt? War das dekadente Getue und Getute, war die fade, importierte, marktschreierische „Schönheitssucherei", wie sie seit Jahr und Tag proklamiert und geübt wird, nicht Selbstmord des russischen ursprünglichen Geschmacks, der besten russischen Begabung? Was Wunder, daß, während sich die besseren, philosophischen Geister Rußlands in die Offenbarungen der vierten Dimension versenken und hier nach allen geistigen Irrungen und religiösem Suchen ihr Heil erwarten, — daß sich die Jugend derweil, die rascher fertig ist mit der Tat als mit dem Wort, höchstpersönlich in diese vierte Dimension befördert?

Ich meine so: in der vierten Dimension bewegt sich Dostojewski. Er zeigt die russische Natur, deren Gehalt, deren Möglichkeiten, den weiten Bogen, den sie beschreibt, nach oben und nach unten, ohne das Körperliche an sich. Tschechow bewegt sich in der zweiten Dimension; er zeigt das Wesenlose, nur die Umrisse, das Imaginäre der russischen Natur, ohne das Körperliche an sich. Nur dieses zeigt Tolstoi. Er bewegt sich in der dritten Dimension, er ist nur körperlich, und er hat von den dreien auch am wenigsten über die russische Natur gesagt.

Tschechows Welt nun bevölkern und entvölkern alle die sich dem Tod Weihenden. Aus Tschechows nebligen Winkeln kommen sie, Tschechows süß lähmender Schatten hat sie gestreift, und sie ziehen die Konsequenzen. . . Nicht von Dostojewskis Gipfeln kommen sie, nicht angesengt von dem Geiste dieses slawischen Prometheus, der die höllischen Flammen den Dämonen entrissen, der in den Wahnwitz bohrt, geheimstes Verbrechertum heraufbeschwört; nicht aus Ostrowskis alten, guten Stuben, darin Bornierthcit und Großmannssucht sich breit machen. Nicht von Gogols Alltagsgemeinheit sind sie zerfressen, von diesem langsamen, schmerzlos allverzehrenden Gift, das der tränenden Auges grinsende Meister mit fanatischer Liebe und schier religiösem Haß eingesammelt hat. Sie tragen nicht das Signalement jener patzigen inneren und äußeren Verlottertheit, die Gorki nationalisiert zu haben glaubt, weil er sie theatralisch aufgetakelt hat. Sie sind auch nicht von Andrejews pseudorussischem, pseudodostojewskischem ausgetüftelten Wahnwitzgebahren angekränkelt. Sie haben sich auch nicht an dem internationalen Ragout der russischen Moderne den Magen verdorben. Auch nicht Schtschedrins Ironie, Pissemskis trüb-träger Alltag, nicht Garschins hektisches Gewissen, seine kristallene Melancholie und religiöse Todessehnsucht hat sie der Verzweiflung ausgeliefert. Wie das beste Holz vom Schwamm, so sind sie mürbe gemacht von einer unheilvollen, urinnersten Indifferenz, die Tschechow mit seiner herbstsentimentalen Güte verklärt, verebelt und damit zu einem unvergänglichen Denkmal für alle Zeiten zusammengetragen hat. In diesem, auf den ersten Blick kaum merklichen Defekt erblicke ich den Schlüssel zu den meisten Uebeln, die den komplizierten, zuckenden russischen Körper paralysieren.

Es ist, als ob bei diesem Menschenschlag ein innerer Nerv lahmgelegt sei, ein Nerv, der die Dienste eines wachenden Engels mit flammendem Schwert verrichtet, einer gütigen Schwester mit trostreicher Hand; als ob darinnen im Innersten, wo etwas sozusagen zugenäht sein muß, eine psychologische Sackgasse sich bilden muß. Als ob darinnen die gähnende, klaffende Leere der Gleichgültigkeit alles Wollen, alle Vorsätze, alle Begriffe von Notwendigkeit verschlingt. Nicht Verderbtheit, nicht Schlechtigkeit, nicht einmal wirkliches Verbrechertum sind die Gründe für all die Gebrechen, die die Beamtenrevisionen Garins, die Geschichtsrevisionen Burzews und die Selbstrevisionen ganz Rußlands an sich selbst aufdecken. Es ist die innere Haltlosigkeit, die arglose Indifferenz, die all die Menschen bei uns zu ziellosen, wankenden Gestalten gemacht hat, daß sie ihrer Pflicht, ihrer guten Sache und ihrem eigenen Lebenstrieb die Treue gebrochen haben.

Durch den Krieg, durch die Revolution und durch die Epidemien habe ich nicht so viele Bekannte verloren wie durch die Selbstmordepidemie, die seit Jahr und Tag herrscht. Tagaus, tagein erhängt sich, vergiftet sich, erschießt sich, stürzt sich ins Wasser in Petersburg und an allen Enden Rußlands junges Blut, oft noch Kinder, Dutzende von jungen Menschen. „Das Leben hat sie enttäuscht", ist meistens die Formel, die sie zusammen mit dem Selbstmordgedanken von den voraussteilenden Opfern übernehmen. Es ist ein bißchen Elend, ein kleines Tröpflein vom großen Ozean allrussischen Elends, eine Unze taedium vitae, ein verwässertes Gift von jenem scharfen Gift, das starke Naturen in den Tod treibt, ein bißchen Scham über all die Enttäuschungen ringsumher, und ein bißchen Liebe. Keins stark genug, und alle zusammen nicht stark genug, um die große Verzweiflung heraufzubeschwören, die auf den entseelten Kopf die Krone des Heroismus zu drücken vermag. Es war diese Indifferenz, aus der heraus die armen Schächer, „Expropriateurs" genannt, sich um ein paar Rubel hängen ließen, jene Indifferenz (nicht etwa Zynismus oder Lebensdrang!), welche die Jugend, nachdem sie Schiffbruch gelitten, zu dem verflossenen erotischen Hexensabbath führte. Tod und Liebe aus Gleichgültigkeit, welch ein Gespenst!

Diesen Rittern von den traurigen Gemüt fehlen die Hebel, fehlt der Glaube an eine Notwendigkeit. Sie sehnen sich nach einem Wunder, das sie von aller Verantwortung, aller Initiative, allem Wollen befreit und sie schadlos hält für die Freuden eines Reiches, das zu erobern ihnen nicht gegeben ist. Und doch haben sie nicht die Kraft, diese Sehnsucht nach dem Wunder zu einem Glauben zu verdichten. Sie sind vielleicht moderne Romantiker, ohne die innere